

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Montag, 11. November.

1929.

(1. Fortsetzung.)

„Der Balte“.

Von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Er hat keine Lust mehr, heute seinem Geschäft nachzugehen. Führt den Wagen nach der Garage und begibt sich nach Haus. In einem Hintergebäude bewohnt er, drei Treppen hoch, zwei Zimmer, die er sich schlicht und gebiegen von seinen Ersparnissen ausgestattet hat. Setzt sich in die Sofaede, dreht das Licht nicht an. Ein tiefer Atemzug hebt seine Brust, und dann huscht ein Lächeln über seine Lippen. Eine Schmarre auf dem rechten Handrücken wird ihn ständig an den heutigen Abend erinnern. Und wenn ihm die Polizei Schwierigkeiten macht, wird er sich doch an den Geheimrat wenden müssen. Das widerspricht ihm. Warum, vermag er nicht zu sagen. Ach Gott, ja, das Leben hat seine Ecken und Kanten. Es ist ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einmal Kraftdroschkenfahrer in Berlin werde würde — dem Grafen Axel Glettenburg-Pahlsdorf, dessen Vater in Estland ein Riesenbesitz gehörte. Sein Erbe! ... Gerade war er, achtzehnjährig, Leutnant bei den Garde-Mannern der Zarin geworden, als der Große Krieg ausbrach. Noch einmal hatte er die Eltern, die beiden jüngeren Schwestern besucht. Auf und ab gelaufen war der Vater mit starrem Gesicht in dem großen Saal, an dessen Wänden die Ahnenbilder hingen. Die Mutter hatte in einer Ecke gesessen und immer wieder das Taschentuch an die Augen führen müssen. Verschluchzt lehnten die beiden Mädel an ihr. Und dann war der Vater stehengeblieben, hatte ihn angesehen und gesagt:

„Wie es auch kommt, es wird immer der Schade der Deutschen in Rußland sein! Besonders wir Großgrundbesitzer in den baltischen Provinzen werden zu leiden haben! ... Gegen Deutschland — es ist ein entsetzlicher Gedanke!“

Bei dem Abschied hatte ihn die Mutter gar nicht wieder loslassen wollen und immer wieder geschluchzt.

„Wir sehen uns nicht wieder, ich fühl' das ganz bestimmt!“

Dann der Tag auf der Biellaer Heide. Reiter-schlacht der russischen Gardekavallerie gegen die ostpreussischen Dragoner und Mannen.

Deutscher gegen Deutsche! Der Fahnenraub! Er wird ihn halten. Vor seinem Zug gegen den Feind galoppieren, aber seine Klinge wird sich nicht röten von deutschem Blut. ... Maschinengewehrfeuer von drüben. Sichelt in die Garde-Mannern der Zarin hinein. Jetzt eine Kugel, wie wohl wäre ihm. Und die Kugel kommt, trifft sein Pferd. Hoch bäumt es sich auf im Galoppsprung, bricht zusammen. Er liegt halb unter dem Pferd. Denkt: Gott sei Dank, spricht es aus. Wünscht den deutschen Waffen den Sieg. Sein Wunsch erfüllt sich. Mit gequetschtem Bein und einer gebrochenen Rippe wird er unter dem Pferdeleib von Deutschen hervorgezogen! ... Gefangen! ... Und wieder ein tiefer Atemzug aus der Sofaede. ... Vier Jahre im Offiziersgefangenenlager von Hannoversch-Münden. Die Hand vor den Augen, begrüßt er jeden deutschen Sieg. Bis der Zar abgesetzt, Kerenski ans Ruder kommt und dann Lenin! Nachrichten von Greuelstaten aus der Heimat durchschwirren das Gefangenenlager, stehen in den Zeitungen. Die Eltern, die Schwestern! ... Und dann das furchtbare deutsche Ende! ... Er hat die

Eltern, die Schwestern nicht wiedergesehen. Seine Heimat lag zu nahe bei Petersburg. ... Als „freier Mann“ stand er in Berlin auf der Straße. Hat die Flüchtlinge aus Estland befragt. Keine Hoffnung — gar keine. Eltern und Schwestern sind hingemordet, die Heimat verloren. Jugendkraft, vier Jahre untätig gewesen, spannt sich. Vorwärts, nicht betteln — arbeiten. Von vorn anfangen. Nicht auf die Schwäger gehört. Er hat's geschafft, obendrein Glüd gehabt. Sein Fuhrherr ist mit ihm zufrieden. Keiner hält seinen Wagen so gut imstand wie er. Anfangs ist es ihm schwergefallen, den Leuten das Geld abzufordern, Trinkgelder anzunehmen. Aber als er den ersten Zwanzigmarschein auf die Sparkasse getragen, hat er gelacht. Fast dreitausend Mark nennt er heute sein eigen. Hat sich außerdem die Möbel gekauft. ... Er steht auf, dreht das Licht an. Öffnet den Schrank. In dem hängen sorgsam auf Bügel ein Smoking, ein Cut, ein Überzieher, ein Sommer- und ein Winteranzug. Schuhe stehen auf Blöcken. Alle drei Wochen etwa muß er den Herrn für einige Stunden spielen. Dann setzt er sich, elegant gekleidet, in ein vornehmes Restaurant und bestellt sich die billigste Speise und den billigsten Wein. Die Mundwinkel läßt er hängen, er ist unzufrieden mit sich und kann doch nicht anders. Kommt er wieder nach Hause, macht er sich Vorwürfe. Und wirft sie drei Wochen später doch wieder in den Wind, obgleich er weiß, der Kagenjammer stellt sich von neuem ein, dann entzieht er sich die zwei Glas Bier täglich, bis er den „Berlust“ herein hat. Sie mögen über ihn den Kopf schütteln, die baltischen Bekannten, die russischen Emigranten. Von denen so viele untergekommen sind in dürftige Stellungen. Er kommt selten mit ihnen zusammen. Sie hoffen alle, daß für Rußland bald die Stunde der Befreiung schlägt. Er rechnet nicht damit. Kommt sie, nun gut! Er fühlt als Deutscher, will sich hocharbeiten und hierbleiben. Schwärmer Neben an Hoffnungen, die die Tatkraft lähmen. Seine kargen Mahlzeiten bereitet er sich meistens selbst. Die Hauptsache bleibt, das Bankkonto schwillt an. Er ist heute dreißig. Ein langes Leben liegt noch vor ihm, er will es zwingen. ...

Am nächsten Morgen ist er frühzeitig bei seinem Fuhrherrn. Der steht in Pantoffeln auf dem Hof. Ein paar Fenster waschen Wagen.

„Ja aber, warum sind Sie denn gestern abend schon um zehn zurückgekehrt? Der Wagen ist doch in Ordnung?“

Er zeigte seine Hand.

„Eine Verletzung! Nicht weiter schlimm! Heute kann ich meinen Dienst wieder versehen! Ich habe bis dahin auch ganz schöne Einnahmen gehabt. Wollen wir abrechnen?“

Sie gehen ins Haus. Haben gerade abgerechnet, als ein Schuhmann eintritt und den Grafen Glettenburg-Pahlsdorf auffordert, in einer Stunde zur Polizeiwache zu kommen. Er muß dem Fuhrherrn erzählen, was sich zugetragen hat, nachdem sich der Schuhmann wieder entfernt hat.

„Nun, das ist ja weiter nicht schlimm!“

„Nein, Herr Lehmann, aber mir sehr peinlich!“

Er wäscht seinen Wagen, macht ihn fahrbereit und begibt sich dann zur Vernehmung. Die beiden Leute sind festgenommen worden, ganz üble Kerle. Warum er so schnell fortgefahren sei, wird er auch hier gestraft. Er habe die Angegriffenen in Sicherheit bringen wollen. Ruß ihre Namen nennen. Tut es mit Widerstreben. Nun wird der Geheimrat Fryhausen doch erfahren, wie er heißt. Dann wird er entlassen. Kurbelt seinen Wagen an und fährt nach dem nächsten Halteplatz.

Gertrud Fryhausen läuft schon am frühen Morgen durch den Garten. Eine seltsame Unruhe ist in ihr. Dieser seltsame Kraftwagenlenker macht ihr zu schaffen. Raum ist der Bruder aufgestanden, redet sie mit ihm über den „merkwürdigen Mann“. Er zuckt die Achseln.

„Bornehme Russen, überhaupt Vertriebene, findest du heute in untergeordneten Stellungen. Sie haben eben nichts mehr. Vielen Deutschen, die gute Tage gesehen, geht es nicht besser. Der rappelt sich schon wieder hoch!“

„Also, er gefällt dir auch?“

Fritz Fryhausen zieht die Schultern hoch.

„Höre mal, verpumper dich bloß nicht mit deinen achtzehn Jahren!“

Sie stellt sich empört.

„Du gleich mit deinen Schlussfolgerungen! . . . Flogen die beiden Kerle auf die Straße?“

„Na ja, die werden heute noch ihre Knochen spüren! Hoffentlich hat sie die Polizei beim Kragen genommen!“

„Und dann gibt's eine Gerichtsverhandlung und wir werden den Lenker wiedersehen?“

„Schon möglich! . . . Ich will hoffen, du bewahrst dann Haltung! Natürlich zeigt man sich dankbar! Aber, bitte, keinen Überchwang!“

Als der Sohn dem Vater unter vier Augen erzählt, daß die Gertrud ganz entzückt von dem Lenker rede, lacht der.

„Das gibt sich mit der Zeit!“

Immerhin macht sich der Geheimrat auf der Fahrt nach seinen Werken allerlei Gedanken. Seine Frau ist vor vier Jahren gestorben. Bis zu Ostern ist Gertrud in Pensionen gewesen. Eine Hausdame zu nehmen, hat er sich nicht entschließen können. Nun muß es wohl sein. Unbehagen empfindet er. Aber dann sagt er sich: abwarten! Es ist begreiflich, daß das ritterliche Dazwischentreten des Lenkers Eindruck auf seine junge Tochter gemacht hat. Besonders starken, weil es sich um einen Mann handelt, der sicher bessere Tage gesehen hat.

Am nächsten Nachmittag in einem Wartezimmer des Polizeipräsidenten am Alexanderplatz. Mindestens zwanzig Menschen sitzen da aus allen Schichten. Unter ihnen Fritz und Gertrud Fryhausen. Die Tür öffnet sich wieder einmal. Axel Glettenburg tritt ein in elegantem grauem Anzug, den Strohhut in der Hand. Die Geschwister erkennen ihn erst, als er lächelnd vor ihnen steht und sie begrüßt.

„Ich habe mir gedacht, daß auch Sie hierher bestellt worden sind!“

Ihm macht das erstaunte Gesicht von Gertrud Fryhausen Spaß.

Sie sitzen nebeneinander, unterhalten sich leise, bis ein Wachmeister eintritt und aufruft:

„Graf Glettenburg-Pahlsdorf!“

Da zuckt auch Fritz Fryhausen zusammen und wundert sich.

Ein Kriminalkommissar vernimmt ihn. Läßt dann auch die Geschwister kommen. Die Aussagen beden sie. Die beiden Kerle werden vorgeführt. Sie entschuldigen sich mit starker Trunkenheit. Wollen von nichts wissen. Sie werden wieder abgeführt.

„Die werden uns noch Arbeit machen“, sagte der Kommissar. „Anscheinend haben sie nur ein Menschengebränge verursachen wollen, um Spießgesellen zu Taschendiebstählen Gelegenheit zu geben. Teilweise ist ihnen das auch gelungen. Zwei Damen sind ausgeraubt worden. . . . Ich danke den Herrschaften!“

Die drei verlassen gemeinsam das Polizeipräsidentium. Fritz Fryhausen hat Falten auf der Stirn. Seine

Schwester plaudert angeregt mit dem Grafen. Er antwortete höflich, aber zurückhaltend. An der Stadtbahn trennen sie sich.

„Ich muß schleunigst wieder in den Dienst, gnädiges Fräulein!“

Als man sich die Hände gedrückt, der Graf kaum außer Hörweite ist, hängt sich Gertrud bei ihrem Bruder ein.

„Der reinste Roman, Fritz!“

Er wird ärgerlich.

„So ist das Leben! Mach' dir um den Grafen keine Gedanken, der kommt auch wieder hoch!“

„Vater soll ihm helfen! Runter muß er von seinem Lenkersitz!“

„Du, der braucht keine Hilfe!“

„Doch! Er hat sich verrannt!“

„Welche Anteilnahme!“

Höhnisch sagt es der Bruder und winkt eine Kraftdrohke heran. . . .

Am Abend erzählt Gertrud Fryhausen ihrem Vater aufgeregt das große Erlebnis.

„Du hättest ihn sehen sollen! Bornehm bis in die Fingerspitzen!“ Fritz ist nicht da. Sie will das Eisen schmieden und fährt fort: „Nimm dich seiner an! Er tut mir schrecklich leid!“

„Wie denn, Kind? Der Graf hat ja alle Hilfe sehr entschieden abgelehnt!“

„Dann muß ein Zwang ausgeübt werden!“

„Du jugendlicher Unverstand, dann mach' mir doch einen Vorschlag!“

Aussprechen soll sich die Tochter, damit er klar sieht.

„Ich werde mir's überlegen! Tu du's auch, Vater!“

Der Geheimrat streicht sich den Spitzbart glatt. Neue Eindrücke werden ihre Wirkung ausüben. Er hat sich in der Inflationszeit ein Rittergut in Hinterpommern gekauft. In acht Tagen kann er sich auf ein paar Wochen freimachen. Netze Gutsnachbarn sind vorhanden. Es hat sich ein angenehmer Verkehr angesponnen.

„Nur nichts übers Knie brechen wollen, Gertrud! Da wird einer wie dieser Graf hochbeinig! Ist's sowieso reichlich! Er läuft mir schon einmal wieder über den Weg. Und dann wird sich das Weitere finden. Aus den Fingern laß' ich ihn dann nicht!“

„Wir werden ihn ja bei der Gerichtsverhandlung sehen, dann muß ihm zugelehrt werden!“

„Wenn ich irgend kann, bin ich unter den Zuhörern. Dann werde ich ja Gelegenheit haben, mit dem Grafen zu sprechen!“

Gertrud Fryhausen nickt. Sie ist zufrieden.

Ist sie in der Stadt, und das geschieht in den nächsten Tagen recht häufig, mustert sie jeden Kraftwagenlenker. Vielleicht führt ihr das Glück den Grafen Glettenburg-Pahlsdorf über den Weg.

Aber das Glück ist ihr nicht hold.

Es meldet sich die leichtsinnige Ader bei Axel Glettenburg. Er will, auf kurze Zeit wenigstens, raus aus dem Getriebe. Anspruch auf Urlaub hat er. Bisher ist ihm gar nicht der Gedanke gekommen, ein oder zwei Wochen zu verbummeln. Mit finstern Gesicht steht er vor seinem Schrank. An Kleidung fehlt es ihm nicht. Das Sparlaffenbuch nimmt er zur Hand. Warum nicht einmal 300 Mark auf den Kopf schlagen? Und etwaigen neuen Verhören will er aus dem Weg gehen. Er redet sich ein, durch irgendeinen Umstand könne er gezwungen werden, seinen Dienst aufzugeben. An allen Ecken stehen Arbeitslose, die einen Führerschein in der Tasche haben.

Nach dem Nachtdienst rechnet er mit seinem Fuhrherrn ab.

„Würde ich wohl mal vierzehn Tage ausspannen können? Meine Hand — gestern war ein Wundrand vereitert. Nicht schlimm — immerhin. . . .“

Herr Lehmann will seinen gewissenhaften Lenker nicht verlieren. Er weiß auch nicht, was sich vor dem Kino zugetragen hat, vielleicht ist's besser, Glettenburg verschwindet für kurze Zeit aus Berlin. Scherereien mit der Polizei geht man aus dem Weg. (Fortf. folgt.)

Perlen.

Von Thea Reimann.

Die Wissenschaft, die viele Schleier zerrissen und samt der edlen Einsicht ihrer Götter auch die alten Nothen zerstreut hat, ist über Ursprung und Entstehung der Perle noch zu keinem definitiven Ergebnis gelangt. Die moderne Theorie ist, daß ein Tierchen in die Schalen der Auster eindringt und daß die Auster, von solchem Parasit verletzt, aus Notwehr es mit einer Ausscheidung umhüllt, die das Leben des Eindringlings vernichtet und allen weiteren Schaden somit verhindert. Dubois hat dafür die klassische Formulierung: „Die Perle ist nichts als der glänzende Sarkophag eines Wurms.“ Anders die Dichter.

Eine indische Legende erzählt uns die Geburt der Perle folgendermaßen: Als der erste Regentropfen in den Ozean stürzte und von den Wellen fortgerissen wurde, befiel ihn große Furcht, und er rief: „Wie klein und armelig bin ich gegen den Ozean! Wehe, ich verliere mich in seiner unendlichen Tiefe und verschwinde!“ Dies hörte der Ozean, und die Furcht des Regentropfens rührte ihn, daß er sprach: „Fürchte dich nicht! Ich will dir ewige Gestalt geben. Du sollst das reinste der Juwelen sein.“ Allsogleich wurde der Regentropfen in einer Austeruschale geborgen und gehegt, bis er eine Perle von großem Wert geworden. Als Perle schmückte er später das Diadem der Königin und herrschte über Länder und Menschen.

Anders die Kalewala, das finnische Nationalgedicht: Beim Gesange des Wänämöinen kommen die wilden Tiere herbei, die Fische steigen aus den unteren Meeren, die Vögel im Geäste schweigen, die Bäume neigen sich, vor Zärtlichkeit und Freude hebt die ganze Natur — aus den Augen des Sängers brechen Tränen, die Tränen fließen ins Meer, wo sie zu Perlen werden.

Die Chinesen aber lassen, wie die Alten Minerva aus dem Haupte Jupiters, die Perle kurzerhand aus dem Haupte des Drachen entspringen. Die Legenden über die irrisierende Tochter des Meeres sind zahllos. Einige erinnern an die Gefahren, die mit dem Suchen der Perlen verbunden sind. Andere an die Freude, die es macht, sie zu tragen. Die schwarze Perle zum Beispiel, die äußerst selten gefunden wird und dem Träger oftmals das Leben kostet, bedeutet unendliches Glück. Der weiße Perle schreibt man, neben allerlei anderem Zauber, Heilkraft zu. Sie vertreibt die Schmerzen des Leibes wie der Seele. Sie bringt Reichtum und Ruhm. Dank ihrer Kraft erlangt man alles, was man wünscht.

Beden, Ramawana und Mahabharata preisen die Schönheit der Perle. Die chinesische Literatur berichtet von einer Perle, deren Glanz so feurig war, daß man daran noch auf 1000 Meilen Entfernung Reis kochen konnte. (Solches Chinesisch dürfte uns heute ein wenig spanisch vorkommen.) Auch die Bibel erwähnt die Perle zu verschiedenen Malen. Jesus wählt sie zum Symbol für das Edelste, Beste, Reinste. (Die Perlen, die man vor die Säue wirft, stammen aus dem Hebräischen.)

Sinnbild der Reinheit und Schönheit beim Orientalen, Sinnbild der Liebe war die Perle bei Griechen und Römern. Denn als Tochter des Meeres, wellenschäumegeboren wie Aphrodite, mußte sie aphrodisisch sein. Doch nicht dem Venuskulte allein blieb sie geweiht: zur Blüthezeit Roms schmückte sie selbst den Feldherrnstab, das Zepter, und zur Zeit Cäsars war man auf das Tragen von Perlen derart verfallen, daß Cäsar, um dem spleenigen Treiben ein Ende zu machen, ein Gesetz durchbrachte, das nur uermählten Frauen, unberührten, und auch solchen nur von wenigstens 55 Jahren Perlen zu tragen gestattete. (Gegen was mußte der brave Cäsar heute alles Gesetze erlassen!) Sein Nachfahre Nero hingegen begnügte sich nicht damit, selber perlenbesetzte Schmuckgegenstände zu tragen: er besetzte mit Perlen sogar die Kostüme der Schauspieler. Und damit begann der Verfall. Die ausflingende Antike verstand die Perlen nicht mehr zu schätzen. Erst das Mittelalter, Rittertum und Kirche brachten die Perle wieder in Aufnahme. Die Arause der Schwärter, die Griffe kostbarer Dolche zierte sie gleicherweise wie das Ornament der Bischofe. Zur Zeit der Renaissance stand sie im selben Ansehen wie im Altertum, und wiederum schrieb man ihr Heilkraft zu. Im Gegensatz zu unserem heutigen Aberglauben, demgemäß sie Schmerzen und Tränen symbolisiert.

Bei den slawischen Völkern galt sie zu allen Zeiten viel. Bojaren und Magnaten besetzten damit ihre Gewänder. Ebenso zahllos wie die Legenden sind die Anekdoten um Perlen, und die besten sind bei Brantôme nachzulesen.

Maria von Medici zum Beispiel träumte eines Nachts, all ihr Schmuck habe sich in Perlen verwandelt. Am Tage nach diesem festlichen Traum ward Heinrich IV. ermordet.

Von Elisabeth von Österreich berichtete einst der „Finaro“ folgende bizarre Anekdote: Franz Joseph hatte der Kaiserin eine prachtvolle Perlenhalskette geschenkt, die

in den ersten Jahren ihrer Ehe oft trug. Als sie jedoch in ihrer Melancholie nicht mehr an den Vollständigkeit teilnahm, legte sie die Kette nicht mehr an. Eines Tages bemerkte sie, daß die Perlen ihren Glanz verloren hatten. Sie hielt dies für ein Vorzeichen schlimmer Art. Bald darauf träumte sie von einem Mittel, den verlorenen Glanz zurückzubringen; man müsse die Kette ein Jahr lang auf dem Meereshoden ruhen lassen. Die Kaiserin befand sich damals auf Korfu in dem berühmten Achilleion. Sie schloß die Kette in eine kleine Truhe, und in Begleitung einer Hofdame begab sich Elisabeth ans Meer, wo sie die Truhe in der Tiefe versenkte und durch eine eiserne Kette mit dem Ufer verband. Es war noch kein Jahr vergangen, als sich das tragische Geschick der Kaiserin vollendete. Der Kaiser forschte nach der Truhe, aber die eiserne Kette war zerissen, der Schmuck verschwunden.

Was an dieser kleinen Geschichte bestimmt wahr ist, ist die Tatsache, daß die Perlen mit der Zeit ihren ursprünglichen Glanz verlieren. Doch genügt, wie Leonhard Rosenthal in seinem Buche „Au royaume de la Perle“ mitteilt, eine Waschung mit reinem Alkohol, und der alte Glanz ist zurückgezaubert. Wenn auch der Volksmund es behauptet: die Perlen „sterben“ nicht. Solche, die matt erscheinen, sind es schon von der Muschel her. Für alle Fälle jedoch setze man Perlen nicht allzu großem Temperaturwechsel und nicht allzu starkem Lichte aus. Am günstigsten ist es, sie erst am Nachmittag anzulegen. Schädlich wirkt auf Perlen die Farbe Grün. Schädlich wirken Säuren und Fette. Daher sind zum Tragen von Perlen die fettlosen Frauen prädestiniert.

Die Arbitr Eleganciae haben entschieden, daß Frauen mit dunklem Teint und dunklem Haar, Frauen der lateinischen Rasse, cremefarbene Perlen tragen sollen. Blonde hingegen, Frauen der germanischen Rasse, Weißrussinnen, weiße Perlen. Amerikanerinnen und Pariserinnen bevorzugen die blakroisfarbenen.

Wie auch die Moden wechseln: Perle und Brillant werden das Feld behaupten. Unter den Juwelen sind sie, was Sonne und Mond unter den Gestirnen sind; das edle Feuer des Brillanten dem Licht, der Sonne, der sanfte milchige Glanz der Perle dem romantischen Licht des Mondes vergleichbar.

Zwei Flügel.

Von R. v. Bietinghoff-Scheel.

Nun sah Herbert schon eine geschlagene halbe Stunde in dem Empfangszimmer der Dame, bei der sein Vetter wohnte, und wartete auf die Rückkehr des letzteren.

Er mußte ihn dringend sprechen, und es war ihm gesagt worden, daß er jeden Augenblick nach Hause kommen würde.

Ungebuldig zog Herbert alle Augenblicke die Uhr, ging auf und ab, setzte sich wieder hin, trat ans Fenster und schaute auf die Straße hinaus — und gebärdete sich überhaupt wie ein Mensch, der durch langes Warten nervös geworden ist.

Die Bilder an den Wänden hatte er schon sämtlich eingehend besichtigt; ebenso die Titel der Bücher auf dem Regal durchstudiert, aber dieses Warten wollte kein Ende nehmen. Es war zu langweilig!

In einer Ecke stand allerdings ein schöner Flügel, der ihn mächtig anzog. — Ob er es wagte? — Vorsichtig hob er den Deckel über der Klaviatur und sah, daß es ein Bechstein mit noch schneeweißen Tasten war.

Wie schön mußte es sich auf diesem Instrument spielen lassen! Herbert spielte gut; alle Menschen sagten es ihm. Er hatte einen weichen Anschlag und liebte es vor allen Dingen, zu phantasieren. Aber hier, in einem ganz fremden Hause zu spielen — das ging doch wohl nicht!

Oder sollte er es doch wagen? Er liebäugelte immer wieder mit dem Flügel, klappte den Deckel auf, strich wie lieblosend über die Tasten, schloß den Deckel wieder, um nach einigen Minuten wieder dasselbe Spiel zu beginnen. Es zog ihn eben mit allen Fasern zum Instrument.

Nun setzte Herbert sich hin und überlegte. Warum sollte er nicht spielen? Gefeel doch sein Spiel fast allen Menschen. Und plötzlich erinnerte er sich, daß er vor einigen Jahren in einer ganz ähnlichen Lage gewesen war. Auch damals mußte er im Empfangszimmer einer Pension warten; auch damals lockte ihn ein Flügel und zog ihn unwiderstehlich an; nur daß es damals ein Blüthner gewesen war. Er hatte sich schließlich nicht überwinden können und hatte gespielt.

Bald nach den ersten Akkorden waren zwei ältere Damen leise eingetreten, hatten sich auf dem Sofa niedergelassen und aufmerksam zugehört.

Und dann war sie gekommen, jene schöne, schlante, blonde Frau. Sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, der dicht an der Tür, jedoch im Rücken Herberts stand, so daß er ihre Züge nur sehen konnte, wenn er während des Spiels den Kopf unauffällig etwas zu wenden vermochte.

Im selben Augenblick, wo Herbert sich erhob, verließ sie fast fluchtartig das Zimmer, während die beiden älteren Damen auf Herbert zugekommen waren und ihm für sein Spiel, das sie sehr lobten, gedankt hatten. Sie hatten ihm gesagt, es sei ihnen ein wirklicher Genuß gewesen und ihn gebeten, doch recht bald wiederkommen, um zu spielen.

Das hatte Herbert dann auch getan. Und jedesmal hatte sich dieselbe Geschichte wiederholt. Sobald er angefangen hatte zu spielen, erschienen die beiden älteren Damen, nahmen ihren Platz auf dem Sofa ein und lauerten dem Spiele. Dann, nach einigen Minuten, öffnete sich die Tür fast geräuschlos und Herbert fühlte oft mehr, als daß er es wirklich sah, daß die blonde Frau nun ihren Platz bei der Tür eingenommen hatte.

Sie sah gewöhnlich den Arm auf das Knie und den Kopf in die Hand gestützt da und hörte andächtig und wie traumverloren zu. Raun schloß Herbert aber den Deckel, so war sie im selben Augenblick aufgesprungen und hinausgeeilt, als wolle sie nicht gesehen werden. Das dauerte so mehrere Wochen fort. Herbert spielte schließlich nur noch für sie allein, dachte bei seinem Spiel nur an sie. War sie nicht da, oder kam verspätet, so klang sein Spiel traurig und sehnlichsvoll.

Dann erschien sie eines Tages nicht mehr. Auch ein zweites und drittes Mal ließ sie sich nicht blicken. Und als Herbert in unauffälliger Weise nachforschte, erfuhr er, daß die blonde Frau, Gattin eines Hauptmanns, aus der Pension versetzt sei, da ihr Gatte aus dem Felde zurückgekommen war. Es gab Herbert einen kleinen Stich und er hatte nie wieder in jener Pension gespielt.

Dies alles fiel Herbert nun ein, und er sagte sich, wenn sein Spiel damals so gut aufgenommen war und Freude erregt hatte, warum sollte es dieses Mal nicht ebenso sein?

Mit einem kurzen Entschluß sprang er auf, öffnete den Flügel und begann zu phantasieren. Raun hatte er einige Akkorde angeschlagen, da öffnete sich die Tür und eine Frauenstimme sagte: „Mein Herr, ich muß Sie bitten, hier nicht zu spielen. Das Instrument ist doch schließlich nicht für Fremde da!“ Mit diesen Worten rauschte sie aus dem Zimmer.

Herbert war sprachlos. Denn obgleich er die Dame nur einen Moment gesehen hatte, hatte er doch sofort in ihr die blonde Dame erkannt, der er vor zehn Jahren immer vorspielen durfte und der sein Spiel damals so gefallen hatte.

Welche Veränderung! Was war der Grund?! Umsonst grübelte Herbert darüber nach — er konnte das Rätsel nicht lösen. Gleich darauf kam auch der Beter nach Hause. Er begrüßte Herbert herzlich, musterte ihn dann und sagte: „Du siehst mir so verträumt, so verstört aus. Ist dir etwas passiert?“

„Nein“, antwortete Herbert. „Ich dachte nur darüber nach, daß man das Wort „Si duo faciunt idem, non est idem“, „Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe“, auch so abändern könnte: „Si bis facis idem, non est idem“, „Wenn du zweimal genau dasselbe tust, so ist es noch nicht dasselbe.“

Wie Jan Schoords Kameralinse gefressen wurde.

Von Dr. Volkmar Fro.

Sechs Filmspulen in der Tasche, jede zu sechs Aufnahmen, die funkelneue Kamera angriffsbereit gezückt, zog Jan Schoord in das Quartier Perregaux, das Eingeborenenviertel der uralten algerischen Festungsstadt Constantine, los, neben ihm ein Araberjunge, der für drei Franken die Führung übernommen hatte, etliche Worte Französisch sprach und abwechselnd Zigaretten rauchte oder Knoblauch kaute.

Schon in der Rue des Zuaves waren zwei Spulen vollgeknipst: Straßenhändler mit alten Kavaliershüten und Timbuktupöppchen, Dattelverkäufer, Gartlöcher mitten im Eldampf ihrer kleinen Honigkuchen, Tüchinnen mit spitzen, hohen, goldgestickten Seidenmützen, gelben Seidenhemden und türkischen Hosen, Schuster und Sattler in ihren kleinen Gewölben, eine afrikanische Tram, vorne ein magerer Gaul, der schmucke Holzkasten, vollgestopft mit Negern, Soldaten und bärtigen Wüstenjähnen.

Dann in der Rue National durch das Gewühl der Berber, Halbnegern, Araber, verschleierte Weiber und schreiender Kinder. Ein arabisches Café neben dem andern. Ein Wirt gab eben einem alten Araber mit einem Stück glühender Holzkohle, die er mit einer Zange hielt, Feuer für die Pfeife. Schoord hatte die Beiden schon im Sucher, horchte plötzlich überrascht auf: Wildes Geschrei von Männern kam näher. Die Menge wich ehrfürchtig zur Seite, der Araberjunge drängte Schoord in die vorderste Reihe des Spaliers, rief aufgeregt: „Marabut! Marabut!“ Schoord hatte keine Ahnung, was das Wort bedeute, spannte aber zur

Sicherheit noch rasch einen neuen Film ein, redete den Hals und sah drei halbnackte, schmutzige Bettler um einen alten, weisbärtigen Mann herumspringen, der lassend, das Gesicht zu einer blöden Grimasse verzerrt, vor sich hinsarrte.

Die Drei gehörten zur Sekte der Alissaouas, jener berüchtigten Selbstpeiniger, die ihren Hauptsitz in Constantine haben, sich jeden Freitag in der von Zuschauern überfüllten Grand-Moschee mit Messern und Nadeln in das Fleisch stechen, Nägel in die Zehen schlagen, Glasscherben zerbeißen, sich mit Kaktusstacheln blutig beißen und bei ihren schauerlichen Torturen gegenseitig an Geschrei und Kaserie zu überreffen suchen. Der alte Mann in ihrer Mitte war ein „Marabut“, einer jener religiösen Wahnsinnigen, die in ganz Maerien als Heilige verehrt werden. Man reicht ihnen Nahrung, läßt sie in jedes Haus eintreten, küßt ihnen auf der Straße die Hände, und es gilt als der größte Frevel, einem Marabut zu verweigern, was er für sich verlangt.

Der ahnungslose Schoord war begeistert, gleich eine ganze Schar von heulenden Derwischen vor das Objektiv zu bekommen, machte zur Aufnahme fertig, trat mit dem vergrünätesten Lächeln auf seinem breiten Vollmondsgezicht zwei Schritte gegen die brüllende Gesellschaft vor, wollte eben knipfen — da griff der Marabut mit seinem langen Knochenarm zu, hatte den Apparat schon in der Hand, riß ihn lassend an sich. Schoord verkannte den Ernst der Lage, stellte sich vor den Irren und wollte ihm die Kamera wegnehmen — im nächsten Augenblick sah er von einem kräftigen Stoß eines Gläubigen rüdlings im Staub. Bevor er sich noch erheben konnte, hatte der Marabut die Kamera schon zu einem formlosen Klumpen von Leber und Stahlblech zusammengebrocht. Schoord begann, kaum wieder auf den Beinen, wütend zu schimpfen, schwieg aber sofort vor dem bösen Gemurmel der fanatischen Menge, die drohend gegen den Ungläubigen Stellung nahm, und vergaß fast bei dem Schauspiel, das jetzt folgte, daß es um seinen Apparat ging, der ihn zweihundert Holland-Gulden gekostet hatte.

Der Marabut hatte keine Beute wie eine zerrupfte Puppe fallen lassen, ein Derwisch stürzte sich darauf, riß die Linse heraus, hielt sie zuerst hoch gegen die Sonne, steckte sie in den Mund und begann mit aller Kraft zu beißen, während die andern brüllend um ihn herumsprangen und die Arme verreckten!

Schoord sah entsetzt, wie dem Derwisch nach wenigen Minuten das Blut über die Lippen rann, rings plärrten die Araber und Neger dem Selbstpeiniger, der die Linse in kleine Stücke zermalmt, wie toll zu, dann spie der Alissaoua die Splitter des extra lichtstarken Anastigmats zur Erde, hob freischend die Hände, fing die Geldstücke, die ihm von allen Seiten zuflogen, steckte sie dem Marabut in den Turban und schob ihn weiter.

Jan Schoord blühte sich, hob die Überreste seiner Kamera auf, rannte zur Polizei. Zum Konsul. Die Beamten suchten die Schulter, lachten. Jeder Mensch, dem Schoord von dem alafressenden Derwisch erzählte, lachte. Ein älterer Franzose, der im Hotel eben an der Mittagstafel saß, wäre fast vor Lachen erstickt. Der ganze Saal brüllte mit. Schoord war über das Gewieher wütend, reiste sofort ab.

Berichtete betäubt seiner Frau, die in Tunis zurückgeblieben war, daß der schöne Apparat von einem Kamel zertreten wurde!

Rock und Schuh.

An frühere Zeiten denkst du nicht,
Doch ich, ich denke dein!
Du streiffest manchmal mein Gesicht
Und hülltest warm mich ein.
Wenn du dich, wie so oft, beschmuckst,
War ich der Sündenbock, —
Du hast mich oft sogar gepunkt . . .
So sprach der Schuh zum Rock.

Was du jetzt bist, bist du durch mich.
Du bist heut fein heraus.
Ich bitte dich, erinne dich, —
Wie sahst du früher aus!
So unscheinbar und ohne Glanz.
Sei still und gib nur Ruh.
Durch mich hast du die Eleganz . . .
So sprach der Rock zum Schuh.

Frau Mode hörte jetzt den Streit.
Sie schwang den Zauberstod.
Sie nutzte die Gelegenheit
Und schuf den langen Rock.
Damit jedoch beim jähen Sturz
Dem Schuh das Herz nicht sprang,
Trägt man am Tag die Röcke kurz
Und abends dafür lang.

B u d.